

Blonde und Blauäugige in Zentralasien

Alte Legenden und neue Ausgrabungen

Von Dr. K. Jettmar,

z. Zt. Frobenius-Institut, Frankfurt am Main



Vor dem Eindringen des russischen Bauern, der heute die fruchtbarsten Teile Südsibiriens dicht besiedelt hat, und der entlang der sibirischen Eisenbahn immer weiter nach dem Osten vordringt, war Zentralasien von Stämmen und Völkern eingenommen, die sich durch flache Nasen, Schlitzaugen, starke Backenknochen, gelbe Hautfarbe und schwarzes straffes Haar von allen Europäern grundlegend unterschieden. Schon im 18. Jhd. zählte man sie zur „Gelben Rasse“, heute spricht die anthropologische Forschung von „Mongoliden“. Sie will damit ausdrücken, daß die Mongolen ihre extremsten Vertreter sind.

Fast ebenso alt aber ist die Feststellung, daß früher das Rassenbild Innerasiens viel bunter gewesen sein muß. Die Chinesen berichten schon um die Wende vom 1. zum 2. Jahrtausend n. Chr. von den „roten Haaren und grünen Augen“ der Kirgisen und von ihrer sagenhaften, durch große Nasen bis zum Extrem gesteigerten Häßlichkeit. Ähnlich wurden die Europäer geschildert, sobald sie sich im Reich der Mitte blicken ließen. Noch älter sind Fresken aus den Höhlenklöstern Ostturkestans, deren Aufdeckung und Bergung zum großen Teil durch deutsche Expeditionen erfolgt ist. Hier finden wir neben den schlitzäugigen Gelben auch wieder Hellhaarige mit tiefliegenden Augen und großen Nasen. Zweifellos in denselben Zusammenhang gehört die Nachricht, daß die Chinesen um die Mitte des 1. Jahrtausends bei einer Revolte gegen ihre Bedrücker aus den westlichen Steppen alle umbrachten, die schmale Nasen und lange Bärte trugen. Ja sogar die Griechen und Römer müssen von jenen blonden Menschen an der Grenze Chinas erfahren haben, denn man nahm allgemein an, die Seide stamme von den blonden Serern, was sich natürlich nicht auf die schwarzhäufigen Chinesen beziehen kann, die sie herstellten, sondern auf ein europäisch ausssehendes Handelsvolk an der chinesischen Nordwestgrenze, von der die berühmte Seidenstraße durch die Wüsten Innerasiens nach dem Westen lief. Die auffälligste Bestätigung für die Existenz eines solchen „blonden Zentralasiens“ traf man, als man die Sprachdenkmäler entzifferte, die in der unerhörten Trockenheit Ostturkestans über rund ein Jahrtausend erhalten geblieben waren. Darin konnte man nicht nur Sprachen nachweisen, die mit dem Indischen und Persischen in eine Familie gehörten, sondern auch eine regelrechte Kentumsprache, also ein Idiom, das mit dem Keltischen, Germanischen und Lateinischen eng verwandt war. Kein Zweifel also, die europäische Völkerfamilie hat sich bis nach Zentralasien hinein erstreckt!

Damit standen die Gelehrten vor dem Problem, was

diese merkwürdige Verwandtschaft eigentlich zu bedeuten hätte. Waren vielleicht die Ahnen europäischer Völker einmal aus Zentralasien gekommen? Mit anderen Worten, lag die Urheimat der Indoeuropäer, also jener großen sprachlichen Einheit, die Gelehrtenfleiß im 19. Jahrhundert glanzvoll herausgearbeitet hat, in der geheimnisvollen Mitte des asiatischen Kontinents? Oder waren, umgekehrt, die kriegerischen Indogermanen aus ihrer nordischen Urheimat bis an die Grenzen Chinas vorgedrungen, wie es verschiedene moderne „Mythologien“ wahrhaben wollten?

Erst die Ausgrabungstätigkeit der letzten Jahre hat auf diese Fragen eine vielleicht für alle Teile überraschende Antwort gebracht. Ein sorgfältiges Studium des Schädelmaterials läßt uns nun wirklich die Rassen-geschichte Innerasiens weitgehend verfolgen. Daß dabei die russische Forschung ausschlaggebend ist, braucht nicht zu wundern, denn seit Jahren ist der ganze Norden Zentralasiens für westeuropäische Expeditionen praktisch verschlossen. Glücklicherweise verfügen aber die Russen in G. F. Debec über einen ganz ausgezeichneten Fachmann. Sein großangelegtes, 1948 erschienenes Werk ergibt etwa folgendes Bild:

Bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. war die gesamte Steppenzzone von Südrußland bis an die Quellen des Jenissei in der Hand europäisch aussehender („europäischer“) Jägerstämme (vgl. dazu den in Bild 1/I dargestellten Schädel.) Nur im Baikalseegebiet und in der nordöstlichen Mongolei lagen die Verhältnisse anders.

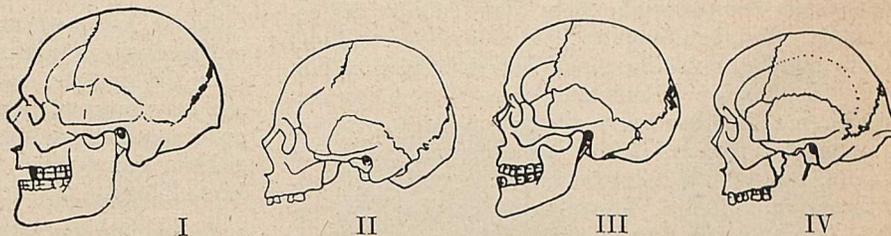


Bild 1/I—IV: Die schematischen Zeichnungen, die sämtlich nach in Südsibirien gefundenen Schädeln hergestellt sind, ergeben einen Überblick über die Vielzahl anthropologischer Typen, die sich in diesem heiß umkämpften Stück Erde in bunter Reihe ablösen.

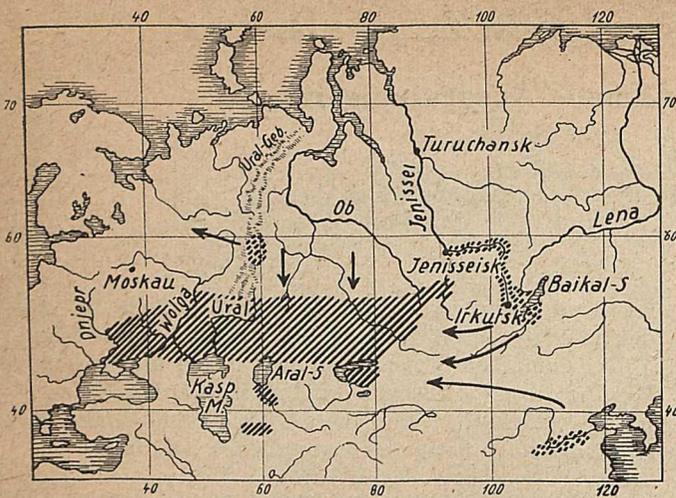
I. Der Schädel Nr. I gehört einem Mann der Afanasjevo-Kultur an, die gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. blühte. Er stellt einen primitiv europäischen Typ dar, dessen Nachkommen noch tausend Jahre in Südsibirien allein herrschend gewesen sind.

II. Zu Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. drangen, vielleicht vom chinesischen Grenzgebiet herkommend, Mongolide in Südsibirien ein, die wohl den heutigen Tibetern sehr ähnlich sahen. Zu dieser Bevölkerung gehört der Schädel Nr. II.

III. Etwa im 7. Jahrhundert v. Chr. setzen sich neuerdings, von Süden und Westen hereinströmend, europäisch aussehende Menschen in Südsibirien durch. Zu ihnen gehört der unter Nr. III abgebildete Schädel.

IV. Um 500 v. Chr. dringen dann wieder aus den Waldgebieten Ostsibiriens primitiv Mongolide in Südsibirien ein. Einem Fürsten solcher Abkunft, übrigens einem Mann von fast zwei Meter Länge, gehört der Schädel Nr. IV. Er stammt aus dem Schibe-Kurgan und gilt bei den Anthropologen als besonders ausdrucksvoll und typisch. Die Herrschaft dieser Bevölkerungsschicht ist danach nie mehr gebrochen worden. Auch noch in der heutigen Bevölkerung Zentralasiens ist diese Komponente spürbar.

Alle Schädelrisse nach Debec.



Kulturen und Rassen in den eurasiatischen Steppen gegen Ende des 2. Jahrtausend v. Chr.

- Gebiete nachweisbar europider Stämme (Balkengräber, Andronovo-kultur).
 - Gebiete mit Funden mongolischer Schädel.
 - Richtung des Vordringens mongolider Gruppen im 1. Jahrtausend v. Chr.
- Nach Kiselew

Hier treffen wir schon seit dem 4. Jahrtausend v. Chr. (im sogenannten Isakovo- und Serovostadium) auf mongolide Schädel, die übrigens in dieser frühen Zeit kennzeichnenderweise starke Ähnlichkeit mit den Schädeln der modernen Indianer besitzen, ein Hinweis, daß einst große Teile der nordamerikanischen Indianer über die Beringstraße aus Ostsibirien gekommen sein dürften¹⁾.

Während die eben erwähnten frühesten Europiden im westlichen Steppenraum in ihrer Kultur keine besondere Ähnlichkeit mit dem gleichzeitigen Ost- und Mitteleuropa aufweisen, erscheinen seit dem Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. weitere europide Stämme in den Steppen Asiens, die in charakteristischen Zügen ihres Stein- und Metallinventars, aber auch ihrer Keramik mit den gleichzeitigen Völkern Ost- und Mitteleuropas eng verwandt sind, vor allem mit den Bewohnern der Gebiete um das Asowsche Meer (den Trägern der sogenannten Katakombenkultur). Daß am Südrand der Steppen in Turkmenistan gerade damals zahlreiche blühende Siedlungen in Schutt und Asche fielen, hängt vermutlich mit dem Auftreten dieser europiden Gruppen zusammen. In der russischen Literatur war es bis vor kurzem verpönt, von Indogermanen oder gar ihren Wanderungen zu sprechen. Trotzdem lassen aber die verschiedenen Forscher durchblicken, daß dieses Auftreten europäischer Formen „ethnische und linguistische Hintergründe“ gehabt habe. Das wird wohl bedeuten, daß während des 2. Jahrtausends v. Chr. europäische Stämme in Turkestan eingebrochen sind und dorthin ihre indogermanischen Sprachen verpflanzt haben. Es ist durchaus möglich, daß der Einbruch der Arier in Indien nur ein Ausläufer dieser Bewegungen ist. Woher diese Stämme im einzelnen kamen, können wir noch nicht entscheiden. Es sei nur erwähnt, daß sie sich vermutlich aus verschiedenen Gebieten rekrutierten, und daß man keineswegs an eine skandinavische Urheimat zu denken braucht. Der in Frage kommende Bereich ist viel umfangreicher und umfaßt große Teile Mittel- und Osteuropas.

¹⁾ Vgl. Ralph Linton „Jüngste Erkenntnisse über das Alte Amerika“ Umschau 57 [1951] S. 618.

Wieso ein solcher Einbruch in den Steppenraum möglich gewesen ist, darüber geben uns die Ausgrabungen ziemlich eindeutige Hinweise. In Innerasien, nördlich des 42. Breitengrades, gab es nämlich bis gegen Ende des 3. Jahrtausends weder entwickelten Ackerbau noch intensive Viehzucht. Europa, das diese Errungenschaften damals bereits seit tausend Jahren kannte, war daher in dieser Zeit wirtschaftlich und technisch überlegen. Ein solcher Vorsprung Europas erklärt sich vermutlich daraus, daß Ackerbau und Viehzucht, die im Umkreis des Vorderen Orients beheimatet waren, Europa mit seinen vielen Verkehrswegen — Flüssen und Meeresarmen — schneller erreichten als das von der allgemeinen Verwendung des Pferdes unermeßliche und verkehrsfreudliche Zentralasien, das schon damals gewaltige Wüsten barg.

Während dieser ganzen Periode blieben die Mongoliden auf ihre Stammsitze am Nordrand der Mongolei beschränkt (vgl. Karte), wo sie zunächst die Viehzucht übernahmen und damit zu Rinder- und Schafsnomaden wurden²⁾. Ihre Ausbreitung vollzog sich vor allem nach Norden in die unendlichen Urwälder Sibiriens hinein. Durch diese Waldzone sind sie auch bis nach Europa vorgedrungen, wo man vereinzelt mongolide Schädel seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. in der Kammkeramik Nordrußlands beobachten kann.

Von Heine-Geldern, der bedeutende österreichische Archäologe und Ethnologe, nimmt an, daß später noch einmal, etwa im 8. Jahrhundert v. Chr., eine weitere Welle europäischer Stämme in Zentralasien eindrang³⁾. Tatsache ist, daß damals China unter schweren Einfällen aus dem Westen zu leiden hatte und gleichzeitig im chinesischen Kulturgut Waffen und Geräte auftauchen, die man im Westen in der Hallstatt- und in der Kobankultur des zentralen Nordkavkasus wiederfindet. Das ist übrigens bereits vor Jahrzehnten den Forschern aufgefallen. Möglicherweise hängt mit dieser späten Welle das Auftreten einer frappant westlich aussehenden Sprache in den nördlichen Oasen des Tarimbeckens zusammen.

So also haben wir uns das Einströmen unserer Stammverwandten in Innerasien vorzustellen. Wie aber sind dann die zunächst so sieghaft auftretenden „Europäer“ aus dem Inneren Asiens wieder verschwunden, und zwar so radikal, daß nur mehr ein paar historische Nachrichten und geringe anthropologische Spuren bei den heute lebenden Völkern von ihrer Anwesenheit künden?

Gerade für die Beantwortung dieser Frage hat sich das Material in den letzten Jahren erstaunlich gehäuft. Wir wissen heute, daß jene Mongoliden, deren Anwesenheit bereits im 4. Jahrtausend v. Chr. um den Baikalsee erwähnt wurde, unter dem Einfluß ihrer (indogermanischen?) Nachbarn das Reiterkriegerturn übernahmen. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. kam es dann bei ihnen zu einer großen Staatsbildung, die etwa die gesamte östliche Hälfte der Mongolei umfaßte. Es war dies das Reich der asiatischen Hunnen. In ständigen, erbitterten Kämpfen mit China, das damals unter den Han-Dynastien ebenfalls auf dem Gipfel seiner militärischen Macht angelangt war, erreichte es einen hohen Grad po-

²⁾ Eine solche Schafzüchterbevölkerung hielt einige Jahrhunderte lang das Minussinskbecken besetzt. Von ihr stammt der in Bild 1/II abgebildete Schädel.

³⁾ Eine solche westliche Welle macht sich wenig später auch im Minussinskgebiet bemerkbar. Daher ist der in Bild 1/III abgebildete Schädel aus diesem Gebiet, etwa dem 7. Jahrhundert v. Chr. angehörend, durchaus europid.



Bild 3: Im II. Pazyryk-Kurgan (im Altai-Gebirge) blieben die Leichen eines bestatteten Fürstenpaares durch Einfrieren im Eis vollständig über fast zweieinhalb Jahrtausende erhalten. Die Frau ist rein europid, sie stammt wohl aus einheimischem Geschlecht. Der Mann aber hat Schlitzaugen, flache Nase und breite Backenknochen. Solche Typen begegnen uns heute unter Mongolen oder Tungusen. Er stammt vermutlich aus dem Osten, aus dem Gebiet um den Baikalsee.

Bei dem Schädel des Mannes wurde ein falscher Bart aus schwarz gefärbtem Ziegenhaar gefunden. Möglicherweise gehörten solche Bärte einfach zur orientalischen Königstracht. (Auch die prächtigen Bärte der Assyrikerkönige waren falsch.) Vielleicht aber forderte das Schönheitsideal der Altaibeölkerung diese männliche Zierde. Da Mongolide bekanntlich fast durchweg sehr geringen Bartwuchs aufweisen, versuchte man, künstlich Abhilfe zu schaffen.

Nach Rudenko.

litischer Organisation. Man hat hunnische Lager entdeckt, die in ihrer Umwallung sich mit Römerlagern vergleichen lassen. Darin gab es ausgedehnte Schmiedewerkstätten und Häuser, die mit unterirdischen Kanälen geheizt wurden — wie gleichzeitig bei den Römern. Diese asiatischen Hunnen nun wurden von den Chinesen schließlich geschlagen und ihre einzelnen Unterstämme nacheinander nach dem Westen abgedrängt. Dabei vermischten sie sich mit den Europiden des westlichen Steppenraumes so stark, daß neue Rassentypen entstanden, die später im Verlauf des 1. Jahrtausends n. Chr. durch immer neue Ankömmlinge aus dem Osten in jene vorwiegend mongolide Bevölkerung hinüberführen, die wir heute in den Steppen antreffen. In zwei Gebieten können wir dieses Eindringen besonders deutlich archäologisch greifen: Im Altai-Gebirge haben wir Gräber aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. gefunden, in denen die Toten durch die extremen klimatischen Bedingungen dieses Gebiets im Eise eingefroren und so bis auf den heutigen Tag erhalten blieben. (Aus dem Altai stammt auch der in Bild 1/IV wiedergegebene Schädel.) Eines dieser Gräber nun, der II. Pazyryk-Kurgan, enthält eine prunkvolle Doppelbestattung, offenbar Königin und König. Die Königin ist im Typus durchaus eine Europäerin mit schmalem Gesicht und gerader Nase, der Mann aber könnte genau so gut ein mongolischer Khan sein. Deutlich kann man die breiten Backenknochen erkennen. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß dieser König einen schwarzen Bart aus Ziegenhaaren übers Kinn gebunden hatte. Es gehörte offenbar zum Bild des Königs, einen Bart zu tragen, und da der Mongolide infolge seiner Rasseigentümlichkeit diesem Ideal nicht entsprach, so wurde eben ein wenig nachgeholfen. (Dazu vgl. Bild 3.) Der Fund erlaubt folgende Deutung: Ein Abenteurer aus dem Osten hat sich hier dank seiner kriegerischen Tüch-

tigkeit auf den Thron geschwungen, inmitten eines Volkes, das im wesentlichen der europiden Rasse zugehört. Im Minussinskgebiet überblicken wir die Verhältnisse vielleicht noch besser. Man huldigte nämlich dem Brauch, vom Gesicht des Toten eine Maske abzunehmen und sie naturgetreu bemalt mit ins Grab zu legen. So sehen wir tatsächlich, daß damals die eine Hälfte der Bevölkerung einheimisch-europid, die andere aber aus dem Osten zugewandert war (Bild 4). Diese östliche Hälfte ist es gewesen, die zahlreiche chinesische Importgüter mit ins Land gebracht hat, vor allem Seide, Spiegel und Lackarbeiten.

Auch im Tienschanggebiet läßt sich Umfang und sozialer Hintergrund dieses Eindringens verfolgen. Im Gräberfeld von Kenkol fand man in den prunkvoll ausgestatteten Nischengräbern mongolid aussehende Skelette, bekleidet mit chinesischer Seide und ausgerüstet mit den furchtbaren hunnischen Bögen, aus vielerlei Material zusammengesetzt, von deren Durchschlagskraft und Treffsicherheit die chinesischen Quellen wahre Greuelgeschichten erzählen. In einem Vorraum aber lagen zahlreiche Diener, vielleicht Sklaven, sämtlich der einheimischen europiden Bevölkerung zugehörig.

Wenn schließlich die Hunnen gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. in Europa auftauchen und hier mit ihren Schlitzaugen und breiten Backenknochen, aber auch mit ihrer kriegerischen Tüchtigkeit und Beutegier, Schrecken und Abscheu erwecken, dann ist das nur ein Zeichen, daß jene riesige Völkerwanderung quer durch Innerasien ihr vorläufiges Ende gefunden hat.

Dazwischen blieben freilich abgelegene oder durch großartige Befestigungen geschützte Gebiete wie das Tarimbecken oder die Oasenlandschaft Choresm am Aralsee noch Jahrhunderte lang fest in der Hand des weißen Mannes. Erst so gewaltige Staatsbildungen wie das Türkenreich des 6. und das Mongolenreich des 13. Jahrhunderts haben dann das Schicksal dieser letzten Vorposten des Westens besiegelt. Durch sie hat sich vollendet, was bereits in den Jahrhunderten vor Christi Geburt angebahnt wurde: Ein ganzer Zweig der indogermanischen Völkergruppe ist härteren Nachbarn zum Opfer gefallen.

DK 571.9:572.9:930.26



Bild 4: Solche porträtgetreue Gipsmasken fand man in denjenigen Gräbern, die den ersten Jahrhunderten n. Chr. angehörten. Sie verraten, daß damals europide Menschen (links) und mongolisch aussehende (rechts) im Minussinskgebiet friedlich nebeneinander lebten. Die mongolisch aussehenden waren während der Hunnenherrschaft ins Land gekommen. Aus der Verschmelzung dieser beiden Gruppen entstand ein neues Volk — die Hakas-Kirgisen. Die Spiralmuster, die man auf den Masken sieht, sollen wohl eine Bemalung oder Tätowierung wiedergeben.

Nach Kiselev.